

Einleitung

Einleitung: Zur Genese des Textes:

Ich begann mit dem Erarbeiten dieses Textes nach dem Erscheinen des Artikels zu „Tunix“¹ im TAZ-Magazin Ende Januar 2008. Mir war dabei von Anbeginn an wichtig, eine kollektive Schreibweise in der Texterarbeitung zu entwickeln. „Tunix“ war kein auf eine Person oder eine Gruppe reduzierbares Unternehmen – und genau dies hat Wirkung gezeigt. Der nachfolgende Text ist in diesem Sinne – und vor allem, um der seinerzeit akuten Idee des „Kollektivs“ auch nur annähernd gerecht zu werden – ebenfalls nicht auf einen Autor, auf mich, reduzierbar.

Ich formulierte zunächst einen „Urtext“ und setzte diesen in einen ersten Verteiler - mit der Bitte um Kommentierungen und Hinweise. Den eingehenden Reaktionen entsprechend entwickelte ich den Text weiter und der Verteiler vergrößerte sich von Mal zu Mal. So gelangte der Text in seiner jeweils aktuellen Version an eine Reihe von am damaligen Geschehen beteiligten FreundInnen und ZeitzeugInnen in Deutschland (11), Belgien (3), Frankreich (5), Italien (3) und USA (1). Ich schickte den Text aber auch an FreundInnen, die mit den hier beschriebenen Zusammenhängen nichts zu tun hatten, weil sie sich in der betreffenden Zeit in ganz anderen Sphären bewegten und/oder zu jung waren. Heute befinden sie sich gleichwohl gemeinsam mit mir in Gesprächs- und Arbeitsprozessen zum Thema „Geschichtsaufarbeitung und Traumatherapie“, also in meinem aktuellen beruflichen Kontext (10).

Genau dies führte zu einer Vermischung von scheinbar unterschiedlichen Lebensbereichen, die ich mit diesem Text verfolge: dem Persönlichem, dem Beruflichen und Fachlichen. Dies ist im Mainstream der heutigen Therapierichtungen obsolet, war aber zur hier beschriebenen Zeit hochaktuell. „Das Private ist das Politische“, hieß es damals. Und: „Nicht der Verrückte ist verrückt, sondern die Gesellschaft, die ihn ausstößt!“ So lauteten die damaligen Parolen. Es galt gar, „die Krankheit zur Waffe zu machen“ (Sozialistisches Patientenkollektiv).

Ich schrieb an FreundInnen. Das half mir, Erinnerungen und Bilder zu beschreiben. Es entstand so etwas wie ein (innerer) Dialog.

Für den Versand an meine nicht-deutschsprachigen Kontakte mussten jeweils und fortlaufend entsprechende Übersetzungen gefertigt, besprochen und angepasst werden.

Die so an der Texterarbeitung Beteiligten – auch die „nur“ mit den Übersetzungen Betrauten (3) – schickten Hinweise, Fragen und Veränderungswünsche bzw. zusätzliche Kapitel- und Themenvorschläge per Mail an mich zurück.

Gerade die Tatsache, dass z. B. die ÜbersetzerInnen nicht aus meiner Generation stammen und in diesem Sinne keine ZeitzeugInnen sind, zwang mich, Unklarheiten und heute nicht mehr verständliche Assoziationen zu erläutern. Die Notwendigkeit, Übersetzungen zu fertigen und diese dann auf ihre „Richtigkeit“ zu überprüfen, zwang mich, präziser zu denken und zu formulieren – und wies mich auf Lücken und Unklarheiten hin, die ich noch füllen und klären musste.

Ich sammelte alle diese Impulse und verarbeitete sie im Text. Insgesamt wurden so 43 FreundInnen an der Texterarbeitung beteiligt.

¹ Nähere Informationen zu Tunix unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Tunix-Kongress>

Ich danke allen für die Mühe, die sie sich gemacht haben.

Die in kursiv geschriebenen Textpassagen beziehen sich direkt auf meinen beruflichen Kontext und meine hierbei entwickelten und angewandten Methodenansätze. Hierin erhielt der Begriff der „Anekdote“ eine besondere Wichtigkeit. In meiner alltäglichen Arbeit mit Traumatisierten erwies sich, dass gerade diese „Geschichten“ den Betroffenen und mir den Zugang zum Verständnis der Geschichte und zu Lösungen aus der akut vorliegenden Traumatisierung ermöglichte.

Tunix, ein Aufruf zum Nachklapp

Liebe T.!

Die Kinder, die wir damals zwar gezeugt, aber nie zur Welt gebracht haben, wären jetzt dreißig Jahre alt. Treffender Weise feiert Pattie Smith, die wir damals voller Inbrunst hörten, ihr „Comeback“.

A long long ago...

Die Jahrestage zum Tunix-Kongress sind längst vorbei. Viele Bilder der Erinnerung gehen mir seit dem genannten TAZ-Artikel durch den Kopf. All das, was damals für uns bitterer Ernst und Alltag war, taucht – fast anekdotisch – in meinem Kopfkino wieder auf. Wir sollten diesen Teil unserer Geschichte beginnen niederzuschreiben und als eine Abfolge von Geschichten zum Teil ganz persönlicher Art beschreiben, quasi in einer Beschreibung unseres damaligen Alltags – anekdotisch.

Ich möchte und schlage vor, dass „die Geschichte(n)“ festgehalten wird/werden.

Das Reframing:

Vor allen Dingen in der therapeutischen Arbeit mit Traumatisierten und auch insgesamt in meinen therapeutisch beraterischen Gesprächen nutze ich den Begriff und die Methode des „biografischen Arbeitens“. In diesem Rahmen ist das Wesentliche des hier beginnenden Dialogs vorrangig geprägt von einer Neubildung des eigenen Lebens, der Brüche in der eigenen Biografie und der hieraus resultierenden Erfahrungen in Problemlösungen. Erst zweitrangig geht es um die Schilderung der aktuellen Problemlage. Das eigene Leben – mitsamt den Problemstellungen, den Krisen und den bereits vollzogenen Lösungsschritten –, wird nicht als eine Abfolge von Versagen und Schmerz, sondern von Schulungen und Lehren, vor die uns das Leben gestellt hat, interpretiert, gespürt und wahrgenommen. Es wird gemeinsam versucht, diese Abfolge von zum Teil äußerst schmerzhaften Erfahrungen und Erinnerungen in einen individuellen, ressourcenorientierten und neuen Kontext, einen anderen „Bilderrahmen“, zu setzen. Hierbei erweist sich der Einsatz von Humor, der Überspitzung und der Änderung des Blickwinkels in der Betrachtung der Geschehnisse als ungeahnt vorteilhaft im Sinne der Lösung von Verkrampfungen. Es geht darum, im therapeutischen Prozess Tangoschritte zwischen den beiden Ebenen der Wahrnehmung, der Vergangenheit und der Gegenwart zu vollziehen².

² Vgl. Felix Guattari/Gilles Deleuze: „Milles plateaux“ Les Éditions du midi, Paris 1980 (dt. « Tausend Plateaus) Merve, Berlin 1992

Den Sommer 1977 verbrachte ich mit FreundInnen und GenossInnen in Italien. Seit September hielt ich mich in Frankreich auf und bereitete meine Staatsexamensarbeit zum Thema „Eingreifende Medien im therapeutischen Bereich“ vor. Ich arbeitete in „La Borde“, einer der Kliniken, die mit Arezzo und Ferrara in Italien das Einschließen als Behandlungsstruktur verlassen hatten und sich hin zu anderen Mustern orientierten, die institutionelle Therapie für „La Borde“ und die Antipsychiatrie für Arezzo und Ferrara. Dort wiederum waren zur selben Zeit drei Kommilitoninnen und FreundInnen aus meiner Examensgruppe tätig.

Und ich landete mitten im Fokus des Geschehens und hatte plötzlich das Privileg, mit Menschen wie Felix Guattari, Gilles Deleuze und Michel Foucault arbeiten zu können und auf Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir zu treffen.

Mitte Oktober sprachen wir – ein deutscher Freund, der ebenfalls in La Borde arbeitete und ich – mit Felix Guattari über die derzeitige Situation in Deutschland, über die Zuspitzung der Repression durch die Offensive der RAF, über die Hungerstreiks der Gefangenen in den deutschen Haftanstalten und unser ganz alltägliches Leben in Westberlin.

Ich schlug ihm vor, ähnlich wie beim Kongress in Bologna, den er ja maßgeblich mit vorbereitet hatte, hierüber eine größere Veranstaltung zu organisieren. Er war sofort angetan, ja begeistert³. Wir verfassten zusammen einen kurzen Text, den ich Dir nach Berlin schickte. Du gingst damit zu einem Treffen in den Buchladen in der Carmer Str. Den Text zu einem Aufruf, der dort besprochen wurde, schicktest Du mir nach Frankreich.

Ich rief in den darauffolgenden Wochen immer wieder bei FreundInnen und GenossInnen, bei Dir in Berlin an – und der Rest ergab sich von selbst⁴.

Die Bilder im Kopf sind tausendfach. Die Grenzziehung zwischen „Anekdote“ und „Geschichte“, die „Geschichts(be)schreibung“ fällt mir schwer und läuft Gefahr, mit meiner alten Vorliebe zur Mythomanie in Berührung zu geraten. Dazu kommt meine immer noch vorhandene Angst vor Erinnerungslöchern ... Na, Du weißt schon.

Da war z. B. die Situation, als Klaus Croissant in Paris verhaftet wurde. Ich ging mit einer Berliner Freundin, die sich gerade in Paris aufhielt, auf die Spontandemo. Als direkt hinter uns die Filiale von „Mercedes Benz“, durch einen Molotowcocktail angegriffen, in Flammen aufging, beschlossen wir uns abzusetzen.

Nicht zuletzt die Erfahrungen von Cray-Malville hatten uns gelehrt, dass mit diesen „CRS“, den französischen Polizeieinheiten, nicht zu spaßen war. Wir waren im „bloc des autonomes“. Die hießen damals schon so – lange, bevor es in Berlin „Autonome“ gab. Heute würden wir dazu „black block“ sagen. In Berlin nannten wir ihn den „Sponti-Block“.

„Begriffe erschaffen heißt zumindest, etwas zu tun“. „Begriffe müssen erfunden, erschaffen, hergestellt werden; Begriffe verweisen auf Probleme, die ohne sie keinen Sinn ergäben“⁵

³ Francois Dosse beschreibt dies in „gillesdeleuzefélixguattari“, La Découverte, 2007, Paris, Seiten 349ff. nach einem Interview mit Gérard Fromenger.

⁴ Jahre später kam heraus, dass alle Telefonate von Frankreich nach Deutschland und umgekehrt zentral erfasst und abgehört worden sind. Welch ein Aufwand da betrieben worden ist, erscheint mir immer noch unfassbar.

⁵ « Wörterbuch des Krieges »

Vom Bunten und Vielfältigen und Offenen des Spontitums sind wir zu einem geschlossenen „schwarzen Block“ mutiert. Das erscheint mir aus heutiger Einsicht als das Problem, auf das durch die Begriffsveränderung hingewiesen wird.

Mir war am Sammelpunkt in der Körperbewegung des Mich-Absetzens ein Bündel gesammelter Flugblätter aus der Gesäßtasche gefallen. Ein „Ziviler“ wies mich in lupenreinem Deutsch auf meinen Verlust hin.

Und dies, obwohl ich mich zuvor mit meiner Begleiterin wenn überhaupt, dann nur auf Französisch unterhalten hatte. „Die haben uns drauf“, hieß das damals. Besser also jetzt zur Seite rausgehen. Die „Place de la Bastille“, der vereinbarte Endpunkt, war sowieso nicht mehr weit.

Michel Foucault, der in einer Reihe vor uns lief, war mutiger und bekam dafür einen Knüppel über seine Glatze gezogen, dass ihm das Blut nur so über das Gesicht lief. Andere meinten später böswillig scherzend, dies hätte seinen Masochismus nur gestreichelt. Jean Pierre Faye, der Philosoph und Verleger, hütete zur selben Zeit das Telefon in Felix Guattaris Wohnung am „Odeon“, als es an der Tür klingelte. Nazis vom „Front National“ stürmten in die Wohnung und droschen ihm mit einem Todschläger zur „Rache für die Demo“ auf den Schädel.

Am nächsten Tag kam mal wieder einer der Italiener vorbei. Er hatte seinen gerade mühsam beschafften Personalausweis verloren: eine Katastrophe damals. Er lachte und weinte darüber geradezu hysterisch; es war ihm bereits zum dritten Mal passiert. Felix murmelte etwas vom „Verlust der Identität in der Illegalität“ und half mal wieder aus.

Verloren im Trauma:

In einigen Therapieverläufen bin ich vorrangig „Sozialarbeiter“, „Mediator“ zwischen den Welten der Justiz, der Ausländerbehörden, der Krankenkassen, den Meldebehörden, der ArGe,den Bürokratien dieser Welt und den Betroffenen. Bewusst verlasse ich dabei die „lupenreine“ Therapeutenrolle; die Haltung nichts für und ohne die KlientInnen zu tun und zu organisieren, sie aus sich selbst heraus Lösungen finden zu lassen, sie grundsätzlich auf ihre Ressourcen zur Selbstorganisation zurückzuverweisen.

In der Bewältigung der bürokratischen Hürden zerschellen aber Menschen an den Apparaten der Macht. Sie verlieren das Wenige an Identität, das Ihnen noch verblieben ist. Gerade in den Phasen der zaghaften Wiedererlangung einer - vielleicht auch nur vorübergehenden - Stabilisierung und Sicherheit, „verlieren“ meine KlientInnen wichtige Unterlagen, Personalausweise und ganz banale Dinge, wie z. B. Hausschlüssel. Sie „verlieren“ sowohl Erinnerungsstücke, alte Fotos und Dokumente aus der Kernzeit ihrer Traumatisierung, als auch Gegenstände aus ihrer Jetztzeit. So als würden sie sich durch den Verlust der verbliebenen Erinnerungs- und Beweisstücke von der Vergangenheit verabschieden können und gleichzeitig sich nicht auf eine neue Realität einlassen wollen.

Sie „verlieren“ aktuell wichtige Dinge in ihrem Leben. Sie können nicht mehr sortieren und schweben erneut zwischen Angst, Schmerz und Verzweiflung, sie tauchen wieder ein in nur scheinbar schon überwundene Traumatisierungen. Ihnen bei der Wiederbeschaffung und beim Ordnen nicht zu helfen und im eigenen Rollenverständnis nicht zum „Sozialarbeiter“, „Rechercheur - Detektiv“ und/oder „Archivar“ und „Sekretär“ zu werden, würde bedeuten sie den bürokratischen Mühlen

weiter ausgeliefert zu lassen. Sie wären so einer erneuten Traumatisierung schonungslos preis gegeben. Es entstünde ein „Trigger“, ein Wiederauslöser und Verstärker sowieso schon vorhandener Traumatisierung.

Ohne einen Rollenwechsel vom Therapeuten zum sozialen Helfer, drehen sich sowohl die KlientInnen, als auch die TherapeutInnen im „Hamsterrad“. Gleichzeitig verbleibt im therapeutischen Prozess die Wichtigkeit einer Mobilisierung der KlientInnen aus ihrer Trauma induzierten Erstarrung.

Ihnen bei der Überwindung der bürokratischen Hürden, beim Bezwingen der administrativen Bergketten, die sich ihnen immer wieder in den Weg stellen, alles abzunehmen, beließe die KlientInnen in ihrer Hilflosigkeit. Selbst und allein, können sie „es“ aber nicht schaffen. Ich erlebe den Vorgang immer als eine Gratwanderung. Die genau richtige Dosierung von Empathie und Konfluenz herauszufinden, erscheint mir als die „hohe Kunst“. Der derzeit hierfür verwendete Begriff für diese Therapieausrichtung, für diesen Tangotanzes zwischen Nähe und Distanz, der Begriff des „Counseling“, erscheint mir als treffend.

Irgendwann sperrte die Pariser Polizei nachts die kleine Sackgasse im 13. Arrondissement, in dem wir manchmal wohnten, suchte mit Scheinwerfern die Fenster ab und wir dachten: „Jetzt haben sie uns.“ Wir verbrannten alle Flugblätter und Notizen in der Wohnung – in dem offenen Kamin dort. Doch die Razzia galt einem aufgebrochenen Schnapsladen um die Ecke und gar nicht uns! Die Polizei stürmte die Wohnung unter uns. Wir waren gar nicht so wichtig, wie wir manchmal meinten es zu sein. Unsere Notizen und Texte aber waren für immer verloren.

Diese Art von „Geschichtsschreibung“ und „Geschichtsbeschreibung“ meine ich.

Es waren viele gewesen, die daran gearbeitet hatten, dass der Tunix-Kongress stattfinden konnte. Dabei konnte sich das Kollektiv entfalten. Es gab keine Führer oder Gurus. Die Zeit war einfach reif für ein derartiges Unterfangen.

Hier soll es nun im Weiteren explizit - sowohl in der Schreibweise wie auch in der Impulssammlung zum Text - um eine zaghafte Fortführung des Kollektivgedankens gehen (siehe Einleitung).

Zu verstehen ist das Phänomen „Tunix“ nur auf dem Hintergrund der damaligen Zeit, ihrer Zusammenhänge und Geschehnisse. Da war eben dieser Kongress in Bologna gewesen, da war Brokdorf, Kalkar, Crey-Malville. „Radio Alice“ war von der italienischen Polizei gestürmt worden und die führenden Köpfe der italienischen Bewegung ins französische Exil getrieben worden.

In Berlin waren die „AgitdruckerInnen“, die KollektivistInnen einer eher libertär eingestellten Druckerei, inhaftiert und das „Infobug“ - „unser Leib- und Magenblatt“ - erst mal zerschlagen worden. Der „deutsche Herbst“ hatte zu einem vollständigen Verstummen der staatskritischen Medien geführt. Uns wurde „klammheimliche Freude“ unterstellt.

In Italien, Frankreich und Belgien dagegen strebte die freie Radiobewegung ihren jeweiligen Höhepunkten zu. Ich/wir wollte/n freie Medien – noch bevor es die „TAZ“ gab und einige Jahre später auch „Radio 100“. Was aus diesen „Projekten“ geworden ist, wissen wir ja.

Unsere Projekte sind „auf Grund gelaufen“, sagen wir heute – und bleiben desillusioniert zurück.

Wir glaubten – damals noch - an die befreiende und revolutionierende Wirkung, die eine Öffnung und Zugänglichkeit der Medienlandschaft auch für uns haben würde. Frankreich, Belgien und Italien waren seinerzeit in dieser Richtung Vorreiter für uns.

Im Paris Ende der 1970er-Jahre hielten sich VertreterInnen aller linken Oppositions- und Widerstandsbewegungen der letzten 20 Jahre auf. Paris war der „melting pot“ des linken Widerstands und des fortschrittlichen Denkens und Handelns in der Politik, der Psychologie und der Soziologie. Frankreich war aber auch der Vorreiter für neue Bündnisse und erneute Ansätze zur Bildung von Volksfronten – dem Versuch, die linksoppositionellen Kräfte in ein parlamentarisches System einzubinden und zu „bändigen“.

Vielen VertreterInnen dieser Strömungen der Theorie und der Praxis war klar, dass die „bleiern Zeiten“ in eine Sackgasse geführt hatten und/oder führen würden, dass es also so nicht weitergehen könne. Manche konnten es sich nur noch nicht richtig eingestehen und sich der Polarisierung in die Militanz widersetzen. Anderen wiederum wurde vorgeworfen, sie ließen sich nur allzu leicht vom Angebot korrumpieren, vielleicht einen Zipfel der Macht zu erhaschen.

Felix Guattaris Antworten auf diesen enormen Sog, dem viele unterlagen – einerseits in die Gewalt und Gegengewalt, andererseits in die Etablierung und Integration –, waren die Psychoanalyse und das systemische Denken.

Im systemischen Denken und in der Bewegung zur Anti-Psychiatrie konnten sich die zwei Grundhaltungen der linken Bewegung vereinen. Zwei Haltungen standen sich scheinbar apodiktisch gegenüber:

- Die eine besagte: Der revolutionäre Prozess verändert uns in unserem Inneren und dann entsprechend in unseren Verhaltensweisen, in unserer Realität. Wir nehmen den Kampf mit dem System jetzt offen auf. Alles Andere ergibt sich anschließend von selbst sowie durch die Prozesse, die wir in Gang setzen, denen wir unterliegen und denen wir uns stellen.
- Die andere hielt dagegen: Wir verändern uns zuallererst innerlich und in unseren Verhaltensweisen – in unserem „Sein“ – und erschaffen hierdurch einen revolutionären Prozess, der das System verändert.

Felix Guattari gab – zusammen mit seinen FreundInnen – beiden Strömungen in den Strukturen der „Antipsychiatrie“ und der „Systemie“ ein gemeinsames Gesprächsforum und ließ sie zusammenfließen.

Problematisch in den Diskussionen und Auseinandersetzungen um politische und soziale Strategien – um die Militanz – erwies sich der Faktor „conivence“, ein Begriff der nur ungenau mit dem Wort „Mitwisserschaft“ zu übersetzen ist. Wie sollte aber argumentiert, reflektiert und diskutiert werden, ohne „Wissen“ zu erhalten und dann in der Folge und durch die Dynamik der staatliche Repression mit hineingezogen zu werden?

Guattari wurde vorgeworfen, er unterstütze durch die Einrichtung dieser Diskussionsforen terroristische Gruppen und Aktivitäten. Er erwiderte voller Galgenhumor, dass es doch vielmehr angebracht wäre sich hierin von der Krankenkasse und vom Staat unterstützen und

bezahlen zu lassen, also eher von dort unterstützt zu werden. Seine Interventionen „führten doch letztendlich dazu, dass Menschen sich von der Gewalt abwenden“⁶.

Wir „Berliner“ predigten den „dritten Weg“: den der „Autonomie“ – ein Begriff, den wir von den ItalienerInnen übernommen hatten. Wir verstanden ihn als das „Erschaffen, Ausbauen und dann Leben einer kollektivistischen Gegenwelt – hier und jetzt, jetzt sofort und unmittelbar“. Angesagt war, „der kapitalistischen Produktionsmaschine der Mehrwertschaffung das Kollektiv entgegenzusetzen“.

Felix Guattari dozierte von der „Wunschmaschine“, vom „Rhizom“ und von den „prä-revolutionären Zeiten“, die jetzt wohl angebrochen seien; und ich liebte ihn auch dafür. Toni Negri – der mir von Felix als sein „Bruder“ vorgestellt wurde – war es wohl, der uns damals entgegenwarf, es gäbe doch „kein richtiges Leben im falschen“.

Mit diesem Satz traf er mitten in mein revolutionäres, aber damals zum Teil auch stalinistisches Herz und schürte meine Phrasendrescherei von der „Guerra revolucionaria prolongada“, die doch erst den „neuen Menschen“ hervorbringen würde. Dieser würde dann schon ein richtiges Leben erschaffen. Dass er dabei T. W. Adorno zitierte und ich diesen Satz damals sehr subjektiv und auch falsch rezipierte, ist mir erst jetzt, vor einigen Tagen klar geworden.

Welch ein Schwach- und Irrsinn, sage ich heute; aber damals lauschte ich eher den Erzählungen der VertreterInnen der „Tupamaros“ und der „SandinistInnen“ – und das kurz vor dem Umsturz in Managua. Von den ca. zehn französischen GenossInnen, die damals über Panama zur Vorbereitung des „golpo“ nach Nicaragua gegangen sind, kamen nur zwei zurück. Die anderen wurden als „trotzkistische Verräter“ von der FSLN eliminiert. Sie hatten die damals geplante und später einsetzende Umsiedlungspolitik der Sandinisten gegenüber den „Miscitos“ zu kritisieren gewagt.

Die Megalomanie:

Der Größenwahn, der uns damals fest im Griff hatte, die Vorstellung, wir könnten die Weltrevolution lostreten, diese Überdimensioniertheit in der Einschätzung unserer eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten – all das erkannten wir sehr wohl. Wir interpretierten damals schon das Phänomen der eigenen Überschätzung als eine Konsequenz aus unserer objektiven Hilflosigkeit gegenüber dem herrschenden System und seinen Strukturen, quasi als eine Schutzreaktion der eigenen Psyche auf unser Ohnmachtstgefühl.

In den Arbeiten mit meinen traumatisierten KlientInnen stelle ich immer auch fest, dass der Wechsel von defizitärem Denken und Fühlen, der Depression, zu manischem und sich selbst überforderndem Handeln fließend ist. Meine Antwort hierauf ist das genaue und vor allen Dingen parzellierte Voranschreiten, das sich in Etappen vortastende Denken und Handeln. „Schritt für Schritt“ lautet in den therapeutischen Interventionen mein Schlagwort. Ich erlebe allerdings auch, dass der Wechsel von der Opfer- in die Täterrolle ebenfalls fließend sein kann und als Langzeitfolge heftiger und nicht verarbeiteter Traumatisierungen zu Tage tritt. „Aus der Opferrolle“ herauskommen und nicht in die andere Ecke des Schemas pendeln....?

⁶ Francois Dosse „gillesdeleuzefelixguattari“ La Decouverte Paris 2007 Seiten 351-354

Wir wollten damals „alles und sofort“ und warnten vor dem Denken und Handeln in Etappen sowie vor der Sozialdemokratisierung unseres Kampfes. Vielleicht waren das unsere Fehler und der Ausgang unserer Überforderung. Sollte unsere Psyche zu derart extremen und schnellen Veränderungsprozessen etwa nicht in der Lage sein?!

Anfang November 1977 übersetzte ich – zunächst nur grob – den Text des „Tunix“-Aufrufs für die Vorbereitungsrunde in Paris, der mir aus Berlin weitergereicht worden war, ins Französische und Italienische. David Cooper, der englische Anti-Psychiater, feilte an der Übersetzung ins Englische.

Ich machte klar, dass „Tunix“ nicht „Nichtstun“ hieß, sondern vielmehr bedeutete, aus der „Schachmatt-Position des Deutschen Herbstes herauszugehen“ und „selbstbewusst den Volksaufstand durch die Entwicklung einer eigenständigen Lebensrealität auszubauen und vorzubereiten“. Verweigern hieß eben nicht etwa aussteigen und nichts tun, sondern ein für immer größere Bevölkerungsteile attraktives Gegenmodell der Ökonomie und Lebenswelten zu realisieren und so sowohl dem Diktat der Repressionsbehörden als auch dem der RAF etwas entgegenzusetzen.

Wir suchten und brauchten einen anderen – und vor allem unseren eigenen – Rhythmus im revolutionären Tango.

Kurze Zeit später, bei einem zweiten und von der Zahl der TeilnehmerInnen schon größeren Treffen in Dhuizon, dem Haus Guattaris in der Nähe von „La Borde“, sollten die Übersetzungen des „Tunix“-Aufrufs fertiggestellt werden. Nichts einfacher als das, dachte ich, dachten wir. Wir haben doch eine ausreichend polyglotte Manpower, dachten wir. Aber alles gestaltete sich weitaus schwieriger als geplant. Der Text nutzte eine interessante Wortwahl. Die einzelnen Wörter und Begriffe waren zwar übersetzbar, aber für FranzösisInnen und ItalienerInnen nur nach einer ausführlichen Schilderung der jeweiligen Konnotation verständlich.

Um den Aufruf verständlich und ihn also zu einem zündenden für Frankreich, Großbritannien und Italien zu machen, mussten zuerst der Text und dann die jeweiligen Assoziationen, die wir in Deutschland mit einzelnen Wörtern und Redewendungen verbanden, für die Runde übersetzt, erläutert und anschließend kompakt in die jeweilige Sprache übertragen werden. Wir waren gezwungen, sowohl Sprache als auch Inhalte „hinüberzusetzen“.

Dies führte schnell zu ausufernden Diskussionen und Debatten über unsere Inhalte. In Paris oder anderen französischen Städten gab es zu diesem Zeitpunkt kaum eine zu Berlin, Frankfurt, Hamburg und Freiburg vergleichbare „Alternative Bewegung“.

In Italien hatten die landwirtschaftlichen Kommunen ihren Ursprung in der kommunistisch geprägten Agrarreform. Diese wiederum hat es – zumindest in diesem Ausmaß – jedoch in Deutschland nicht gegeben. Die Landkommunen, die sich nach '68 in Frankreich entwickelt hatten, waren als unpolitisch abgestempelt worden und waren es meines Erachtens auch, abgesehen vielleicht von „Longo Mai“.

Das Bewusstsein über die Notwendigkeit der Erschaffung einer kollektivistisch geprägten Binnenökonomie war in der französischen Linken eher schwach ausgeprägt. Es gab „les reseaux“, die Netzwerke. Diese hatten zwar eine gemeinsame Ideologie und Verbundenheit, aber selten eine gemeinsame Binnenökonomie. Die Notwendigkeit dieser

Übersetzungsleistung zwang uns zum Argumentieren und „mal darüber reden“. Der erste Arbeitstag endete in Chaos und Völlerei und war gerade deshalb letztendlich produktiv.

Zur Problematik der Übersetzung:

In der Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen benötige ich sehr häufig ÜbersetzerInnen. Diese sind nach vielen Jahren der Kooperation mittlerweile geschult, kennen die Abläufe und auch die psychischen Zustände, in die meine KlientInnen bei der Schilderung ihrer Biografien hineingeraten. Beim Übersetzen können meine KollegInnen auch darauf eingehen.

Mein Fazit aus der Arbeit lautet mittlerweile: Es kann gar nicht darum gehen, alles wörtlich und präzise zu übersetzen, sondern eher darum, den Betroffenen wieder einen freien Redefluss zu ermöglichen. Wir nutzen die Methodik der „stillen Post“: Jede erzählt seinem/r NachbarIn von dem fraglichen Geschehen aus subjektiver Erinnerung; der gibt das Gehörte anschließend weiter, korrigiert und fügt etwas hinzu. Ich selbst halte mich raus – und zwar in dem Sinne, dass ich mich zurücklehne und mich vollständig auf meine Körperwahrnehmungen konzentriere, alle Sinne öffne und versuche, mir die auf mich einflutenden Eindrücke zu merken.

Der Dolmetscher flüstert mir fortlaufend die von ihm gehörten Aussagen ins Ohr („le chuchottage“). Das Chaos, das nun im Gesprächsverlauf entsteht, ist für mich ein wichtiger Zwischenschritt.

Erst durch die Herstellung dieses Chaos' kann – wenn alles einmal durchgerüttelt ist – wieder eine neue klarere und vor allen Dingen systemisch adäquate Kommunikation entstehen. Das Chaos regelt sich durch den Dialog und durch das erneute, nun aber geschützte Durchleben der Emotionalität von selbst.

In den meisten Situationen erlebe ich zusammen mit meinen KlientInnen einen lachenden Abschluss der Sitzung. Die Kommunikation im Familiensystem⁷ ist wieder angeschoben worden.

In der französischen Sprache stehen mir zwei Begriffe für die Übertragung eines Sachverhalts in eine andere Sprache zur Verfügung: „traducteur“ und „interprète“. Im Deutschen, so scheint mir, gibt es die Berufsbezeichnung „Interpret“ nicht; hier wird der Begriff „Dolmetscher“ benutzt. „Interpret“ drückt jedoch besser aus, was sich in der Kommunikation vollzieht: Wir interpretieren mit unseren Worten die Realität.

Umgekehrt kommt der deutsche Begriff „Übersetzer“ „der Idee des Vorgangs, der sich in diesem Moment vollzieht, in seiner Konnotation ein Stück näher.

Das Wort „Übersetzen“ spricht konkret vom „Über-Setzen“ einer Sprache in die andere, auch eines kulturellen Sinninhalts in einen anderen. Übersetzen ist ja nie nur das formale Übertragen eines Wortes, sondern ein komplexer Vorgang, in dem das Erspüren der Grundidee und der Assoziationen eine immense Rolle spielt.

⁷ Traumatisierungen führen zu einem Verstummen. Der Horror raubt uns die Sprache. In den Familien entsteht ein ausgeprägtes Schweigen. Dieses wiederum führt zu erneuten Traumatisierungen in Form von „großen Geheimnissen“, Unsagbarkeiten und vor allen Dingen Fehlwahrnehmungen und Mystifizierungen.

Es ist das, was diese Arbeit so interessant macht: das Eintauchen und Hineinfühlen in den anderen kulturellen Kontext. Dabei liegt die eigentliche Herausforderung darin, in die „innere“ und „äußere“ Sprache desjenigen, der schreibt und spricht, zu gelangen.

So ist Übersetzen und Dolmetschen eine geistige und emotionale Leistung, in der die ÜbersetzerIn und DolmetscherIn sein/ihr Bestes tut, um als Medium der Wahrheit des Anderen möglichst nahezukommen.

Dies ist natürlich auch eine Form der Interpretation, zugleich jedoch die wunderbare Aufgabe, sich in das Anderssein des Anderen wirklich hineinzudenken und diesem Ausdruck zu verleihen. Übersetzer und Dolmetscher sind dabei angehalten, einerseits in ihrer Person und in ihrer Wahrnehmung zugunsten des Anderen ganz zurückzutreten und sich andererseits mit allen Sinnen einzubringen, um die Sprache des Anderen zu finden und wortgetreu wiederzugeben.

Grenzen und Grenzüberschreitungen:

Die Geliebten von Biffo, einem italienischen Genossen, hatten gegenüber von Guattaris Wohnung Guattaris in Paris - in der Rue de Condé, einer noblen Seitenstraße am „Odeon“ - „Biffo! Wir lieben Dich!“ gesprüht. Letztlich ging es genau darum: Wir wollten die Befreiung jetzt und sofort ... auch und gerade die sexuelle Befreiung. „Wir wollten keinen Konsumverzicht, sondern Austern für Alle“ (Daniel Cohn-Bendit 2008).

Die Beauvoir hatte Recht, wenn sie sagte, dass wir hierbei etwas falsch rezipierten. Unsere Art der sexuellen Befreiung sei doch nur ein Ausleben unserer machistischen Phantasien und die Frauen müssten darunter nur wieder leiden. Wie auch immer ... Damals war ich noch nicht so weit, um das auch zu akzeptieren.

Es waren schon „wilde und verrückte Zeiten damals“, sagte mir einer der ehemaligen französischen Aktivisten und Therapeut aus La Borde, als ich ihn etliche Jahre später traf... und in La Borde war es geradezu erlaubt, ja gefordert, „ver-rückt“ zu sein. Und wir ver-rückten unsere Grenzen.

Die Frauenbewegung hatte „uns Männern“ den Impuls zur Hinterfragung der eigenen Körpereingrenzungen - in der sexuellen Orientierung, in der scheinbar notwendigen Entscheidung zwischen Heterosexualität und Homosexualität - gegeben. Zu dieser Zeit sprossen „Männergruppen“ wie Pilze aus dem Boden.

Hierbei ging es immer darum, durch Hinterfragung der gesellschaftlichen Definition von Grenzen, Begrenzungen und festgezurrten Ich-Definitionen, die Eingrenzungen zu durchbrechen – und „wir“ begaben uns auf die Suche nach „neuen“ und „anderen Ufern“.

Wir wollten nicht länger auf gesamtgesellschaftliche revolutionäre Veränderungen warten. Der Mainstream war androgyn. Eifersucht wurde als bürgerliches Besitzdenken verurteilt. Und: Es gab noch keinen HI-Virus.

Das „Rhizom“ der damaligen Zeit, um einen zentralen Begriff von Felix Guattari aufzugreifen, war der gemeinsame Wille zur „Grenzüberschreitung“. Wir wollten unsere Grenzen, die Grenzen, die uns – wie wir meinten – das kapitalistische System so aufgezwungen hatte, durchbrechen und das bis über den „point of no return“ hinaus: den Punkt jenseits der Möglichkeit, in den Schoß der Bürgerlichkeit zurückzukehren.

Der Film „Zabriskie Point“ von Antonioni war, zumindest für mich, ausschlaggebend, um meine damalige Haltung in ihrer Entwicklung heute begreifen zu können. In einem Szenenbild erscheint eine Ortstafel. Darauf hat der Ortsname den Zunamen „Point of no return“ erhalten. Ich hatte den Film in Brüssel wahrscheinlich 1970 gesehen und dann nie wieder. Sein Titel und vor allen Dingen diese Ortstafel blieben mir aber als Begriff über Jahre hinweg im Kopf.

Vor wenigen Monaten sah ich mir den Film – zusammen mit meiner Frau – erneut an und wir stellten mit Erstaunen fest, dass der Regisseur schon damals den terroristischen Angriff auf die „Twin Towers“ vorweggenommen hatte: Der Film-„Held“ stürzt sich mit seiner Propellermaschine in ein US-amerikanisches Hochhaus.

„Unser Körper ist das Projektil“ war der damalige Schlachtruf der RAF. Aus meiner heutigen Sicht erscheint er mir als menschenverachtend. Damals entsprach er einem fast allgemeinen Lebensgefühl: alles zu geben, sich voll und ganz einzubringen und nur so - scheinbar - „echt“ zu sein.

Im Kreuzberg der 1970er-Jahre warf ein junger Freund, Bewohner einer Fabriketagen-Kommune, seinen Personalausweis weg, schuf sich seinen eigenen Staat, entwarf einen eigenen Personalausweis mitsamt Führerschein und war ab da Bürger des „Freistaates Kreuzberg“. Damals gab es gerade mal zwei besetzte Häuser im Kiez. Der Freund wurde psychiatrisiert, als er auf der örtlichen Polizeiwache seine Ausweispapiere vorlegte. Letztendlich hatte er aber lediglich eine Vision, die wir Jahre später offensiv formulierten, vorweggenommen und war wie ein Leuchtfeuer, das einmal aufblitzt und dann sofort von seiner Umwelt als Irrlicht verdrängt wird.

In La Borde gab es PatientInnengruppen. Jede dieser Gruppen hatte einen Namen und eine entsprechende, systemische Identität. Die Gruppe, der ich als Professioneller eingegliedert wurde, hieß „Les Paumées“ („Die Verlorenen“)⁸ und ich hatte mich selbst wohl damals „verloren“ und war gleichzeitig reif für eine Veränderung. Es war kein Zufall, dass ich am ersten Tag in der Klinik des „bureaus du collectif medical“ (Büro des medizinischen Kollektivs) dieser Gruppe zugeordnet worden war.

Eine andere Gruppe nannte sich „Lewis Carroll“. Felix Guattaris Reflexionen zum Thema Psychose drehten sich immer wieder auch um Lewis Carroll und sein Werk „Alice im Wunderland“. Was war denn nun hinter dem Spiegel? Wir sehen unsere Umwelt doch nur wie durch einen Spiegel. Erst die Psychose eröffnet uns den Blick für das Dahinter, so lautete sein analytischer Ansatz.

Die Psychiatrien zu öffnen und zu dezentralisieren bedeutete für uns auch der Gesellschaft ein Spiegelbild ihrer Auswirkungen zu vorzuhalten – und das müsste doch, so unsere Schlussfolgerung, auch die Gesellschaft, sprich: das „Dahinter“ verändern. Während meiner Zeit in La Borde zertrümmerte ein Patient den großen mittelalterlichen Spiegel im Speiseraum des Schlosses. Das, was er im Spiegel sah, war für ihn unerträglich. Er wollte dahinter schauen. Dahinter war aber nichts, wie er feststellen musste. Dies jedoch war für ihn nur noch unerträglicher.

⁸ „Pommés“ heißt einerseits „reifer Kohl, der die Form eines Apfels angenommen hat“ und andererseits in der Alltagssprache phonetisch verstanden, „verloren“. Diese Doppeldeutigkeit im Verständnis des Gruppennamens war gewollt.

Während der „Häuserzeit“ – also in den Jahren 1978-1984 – gab es in vielen BesetzerInnengruppen Einzelne, die in eine Art Psychose verfielen. Im Nachhinein nannte ich das, was sich in der inneren Dynamik der Gruppen damals entwickelte „Sozialdarwinismus“ – ein böser und belasteter Begriff. Die bewusste Auflösung von Privatbesitz, einem als „eigen“ definierten und abgrenzbarem Lebensraum führte zum inneren, individuellen und dann in der Folge, kollektiven Kollaps und vor allem zu einer Ausgrenzung und psychischen Destabilisierung dieser Vereinzelteten. Hinter dem Spiegel war nur dasselbe, bloß noch viel deutlicher – „krasser“ würden unsere Enkel heute sagen.

Es gelang uns nicht, die Freiräume die wir uns erkämpft und erobert hatten, mit sozialem Leben zu füllen; vielleicht deshalb – so denke ich mittlerweile – weil wir sie uns „erkämpfen“ mussten und diese Energie des Kämpfens sich, als scheinbar alles erreicht war, nach innen richtete.

Und dann war da „die Nacht von Stammheim“ – ein euphemistischer Begriff, den ich hier benutze, um mich nicht in meiner Wortwahl zwischen „Mord“ oder „Selbstmord“ entscheiden zu müssen.

Die überwiegende Mehrheit – ja wahrscheinlich alle der in Paris Diskutierenden – gingen von Mord aus. Eine international besetzte Untersuchungskommission von Forensikern, Medizinerinnen und Juristen kam zu keinem anderen Schluss.

Ende November fuhren wir alle – Felix Guattari, Gilles Deleuze, David Cooper und FreundInnen, der gesamte Pariser Vorbereitungszirkel – nach Mailand. Wir wollten anlässlich des dort stattfindenden „Verdiglione-Kongresses“ intervenieren. Verdiglione hatte als Psychiater eine eher unklare Haltung gegenüber Schockbehandlungen bei Psychosen – etwa dem Elektroschock oder der Insulin-Schock-„Therapie“. Dass wir uns eindeutig dagegen aussprachen, versteht sich wohl von selbst. Für uns waren diese Methoden „Teufelswerk, das direkt aus der Folter kommt“.

Und wir waren der festen Überzeugung, dass allein schon das Einreißen der Mauern, das Verbrennen und Verbannen der Zwangsjacken, das Untersagen von Zwangsbehandlungen, die Enthaltbarkeit von Psychopharmaka, die „Heilung“ bringt.

Wir sprachen im Verlauf der Gegenveranstaltungen dann aber fast ausschließlich über die Geschehnisse in den deutschen Haftanstalten und über den geplanten „Tunix“-Kongress. Ein italienischer Teilnehmer brachte es anlässlich einer dieser Diskussionen auf den Punkt: Er fügte an, die Perfidie der Abläufe in Stammheim bestehe genau darin, dass es keine Gewissheit darüber gebe, ob die Gefangenen umgebracht worden seien oder ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt haben. Genau dies sei das so Verunsichernde, Demobilisierende und genau dieses Gefühl von Hilflosigkeit sei letztendlich das eigentliche Ziel des Repressionsapparates.

Es gelte momentan nur, aus diesem Gefühl der Ausweglosigkeit herauszukommen und neue Wege zu finden, zu entwickeln und zu begehen.

Als „Tunix“ dann stattfand, hängten meine Freunde das Plakat zum „Tunix“-Kongress gegenüber meinem Bett auf der Intensivstation in Paris an die Wand. Irgendwo schwebend zwischen Koma, Wachkoma und Bewusstsein schaute ich es mir manchmal an und versuchte zu begreifen.

Im Sommer 1978 kehrte ich nach Deutschland zurück und begriff zunächst gar nichts mehr; ich musste mich erst mal wieder zurechtfinden. „Tunix“ war für mich die „Osteria numero uno“. Das „Schwarze Café“ war nie mein Ding. Später und während der Häuserzeit gingen wir dann „aus Rache“ öfter mal dorthin, um kostenlos zu frühstücken und der „revolutionären Zechprellerei“ zu frönen, aber das war’s dann auch schon.

Und nur um hier kurz der anekdotischen Geschichtsschreibung Gebühr zu zollen: 1980, gerade aus Afrika zurückgekommen, hatte ich keine Wohnung mehr und jede Woche wurden Häuser besetzt. Das war die Lösung. Nach einigem Herumfragen gelang mir der Schulterschluss zur aktuellen Bewegung genau dort, im „Schwarzen Café“. Ich traf mich, fast konspirativ, mit einem Mitinteressierten. Wir stellten gemeinsam eine Gruppe auf – und „Schöneberg war unser“ ... zumindest für die nächsten vier Jahre.

Und um noch einmal dem Anekdotischen Gebühr zu zollen: Ich arbeitete damals in der „Wohnungslosenhilfe“.

Du, liebe T., begannst, als in Westberlin in den frühen 1980ern die Räumung der besetzten Häuser drohte, mit Deinen FreundInnen, das Wort „Tunix“ aufzugreifen: Ihr machtet daraus „Tuwat“. Der damals aktiven Generation in den besetzten Häusern war der Gesamtzusammenhang zu „Tunix“ schon nicht mehr klar und anfangs war ich nicht begeistert von diesem Versuch eines „Remakes“. Als dann alles ins Laufen gekommen war, nahm ich mehr oder minder halbherzig daran teil. Aber es war nur noch ein Abklatsch ... und die Häuser wurden dann ja auch geräumt.

Wir, die wir „Tunix“ organisiert hatten, waren zu dieser Zeit schon „die Alten“. Sehr viel später fand in Hamburg rund um die Zeitschrift „Konkret“ „Was tun?“ statt und endete in einem Skandal rund um die rassistische Rede eines Professors.

Meine Lehre daraus: Solche Impulse können nicht etwa deswegen realisiert werden, weil einige sie initiieren, sondern weil die Idee gerade zum richtigen Moment lanciert wurde und vor allem in den Zeitgeist passt; weil viele sich davon anstecken lassen und sich „einklinken“. Eine Wiederholung jedoch gerät nur zur Makulatur und, wie es so schön heißt, zur „Farce“. Aus den allermeisten der damals entstandenen „Kollektive“ sind mittlerweile kapitalistisch arbeitende und auf dem kapitalistischen Markt expandierende Unternehmen geworden.

Sie bekämpften sich in den Folgejahren zeitweise sogar gegenseitig und hauten sich dann und wann auch gegenseitig übers Ohr. Von unseren therapeutischen Interventionen, die von der Vorstellung der „Gruppe“ und des „Systems“ und „Kollektivs“ geprägt waren, sind wir gleichfalls zum individuellen Ansatz zurückgekehrt. Wenig ist geblieben von unseren Visionen eines gemeinsamen, kollektiven und solidarischen Leben, die nur auf eine einzige Zielsetzung ausgerichtet waren: Die Entwicklung einer gerechtem und gesunden Gegenwelt in der „Marge“, also am Rand der Gesellschaft.

Zum Begriff des Anekdotischen:

In der Arbeit und in den Gesprächen mit den Überlebenden der Shoa wie auch bei der Lektüre der hauptsächlich im Französischen verfassten Literatur hierzu fiel mir immer wieder auf, dass nur wenig zum Alltag der WiderständlerInnen geschrieben worden ist⁹

⁹ Eine der wenigen Ausnahmen bildet hierbei Claude Levys Text „Les Parias de la Résistance“ (Calmamann-Levy, Paris 1970) und auf Deutsch insbesondere die Bücher, Schriften und Arbeiten von Ingrid Strobl: „Die

Meine Erfahrung ist aber, dass gerade durch die Schilderungen des Alltags die Traumatisierungen be- und verarbeitet werden können. Darüber hinaus ist der historische Gesamtkontext der vorliegenden Erinnerungen durch diese Alltagsbeschreibung der Zeitzeugen sehr viel besser zu verdeutlichen.

Als „Anekdote“ ist hierbei nicht etwa vordergründig Witziges zu verstehen. Die Anekdote beschreibt vielmehr das Banale und Alltägliche in der Erinnerung. „Witzig“ können diese Situationsbeschreibungen durch eine veränderte Rezeption in der Erinnerung werden. Die Veränderung in der Betrachtung des Geschehens führt zu einer anderen Einstellung zum Traumatisierenden. Das anschließende Lachen darüber bewirkt eine Entkrampfung und diese wiederum erwirkt Lösungsmöglichkeiten, Auswege aus dem Trauma.

Zentral ist aber, dass durch die Verbalisierung, der während der Erzählung erneut hochkommenden Emotionen die Wunden der Erinnerung vernarben können – und genau diese Prozesse machen nicht zuletzt einen Teil meines derzeitigen Berufsfeldes aus.

In der therapeutischen Arbeit mit Fachkräften der Entwicklungshilfe, die traumatischen Erfahrungen ausgesetzt waren – wie auch insgesamt mit meinen KlientInnen, die „posttraumatische Belastungsstörungen“ aufweisen – hat sich erwiesen, dass die Aufarbeitung der verbliebenen Erinnerungsbilder durch deren Verbildlichung auf einer Ebene der Alltagsschilderung im Gesamtgeschehen am Hilfreichsten ist. Dies mag als Quadratur des Kreises erscheinen. Den erlebten Horror in seinen facettenhaften Abläufen zu verbalisieren, bedeutet in der Tat einen enormen Kraftakt für die Betroffenen, führt aber letztlich zur erwünschten Entlastung und Aufarbeitung.

Und schließlich besteht auch „unsere“ Geschichte aus ebendiesen „Anekdoten“. Gerade sie hielten uns auch damals schon zusammen. Natürlich ist ein Vergleich der Situationen, in denen wir uns befanden, weder mit den Kämpfen der Überlebenden der Shoa noch mit denen traumatisierter Flüchtlinge statthaft.

Die Aufarbeitung der Wunden und die mir gegenwärtig so dringend notwendig erscheinende Entwicklung neuer Perspektiven und Wegeschritte für eine emanzipatorische Linke in Deutschland kann aber durch ähnliche Schritte in Angriff genommen werden; zumindest können wir auf diesem Wege, so meine Überzeugung, einen Teil dazu beitragen¹⁰.

Mir ist nicht klar, wie wir unsere Geschichten aufschreiben können, ohne Einzelne in ihren damaligen Zusammenhängen und Aktivitäten zu „verraten“ und zu „outen“. Das Geschriebene darf natürlich keine denunziatorischen Züge erhalten; es darf schon gar nicht der Profilierungssucht Einzelner oder der immer wieder auftretenden Mythomanie dienen.

Zwischenzeitlich – dieser Text befand sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium – traf ich mich mit drei „Altvorderen“ und AktivistInnen der genannten Epoche. Wir verbrachten einen faszinierenden Abend zusammen, sprachen über unser Leben und auch über diesen

Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand in Europa 1938-1945, Frankfurt am Main 1998 sowie „Sag´ nie, Du gehst den letzten Weg. Frauen im Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung“, Frankfurt am Main 19989 u. a.

¹⁰ Ein an der Schreibarbeit zu diesem Text beteiligter Freund und Genosse schickte mir einen kleinen Zeitungsausschnitt: die „68er-Leseraktion“. Die „Frankfurter Rundschau“ rief darin dazu auf „originelle Erinnerungen oder Erzählungen der Eltern oder Großeltern“ unter dem Kennwort „1968“ zu schicken. Zudem läuft zurzeit in deutschen Kinos der Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“. Geschichte(n) werden auch hier in Bildern gepresst und so erzwungenermaßen in ihrem „Wahrheitsgehalt“ reduziert.

Text. Unsere einhellige Meinung war, für das Niederschreiben der damaligen Geschehnisse sei (noch) nicht die richtige Zeit gekommen, hierzu fehle es gegenwärtig an Bereitschaft und auch an entsprechenden Fähigkeiten.

Vielleicht, so meinten wir, wäre doch ein größerer innerer und vor allem zeitlicher Abstand notwendig¹¹.

In diesen Wochen wird die deutsche Medienwelt mit Artikeln zum Thema „'68er“ geradezu überschwemmt. Alte Mythen werden hinterfragt und als solche entlarvt und gleichzeitig werden neue aufgebaut.

Die Mythomanie:

Der Hang zur Mythomanie – zur Mystifizierung, zum Aufbau von Mythen und zur Modellierung der Wahrheit – ist ein doppelschneidiges Schwert. In den Gesprächen mit meinen KlientInnen versuche ich eher, gemeinsam mit ihnen begreifbar zu machen, wie der Kern eines Mythos aussieht. „Die eigene Wunschmaschine entdecken“, nannte das Felix.

Nicht, dass ich ohne Weiteres die Idealisierung und Übersteigerung, das grenzenlose Schweifen zwischen einer „objektiven“ und einer „subjektiven“ Wahrheit – einer Wahrheit also, die nicht übereinstimmt mit dem, was sich wirklich zugetragen hat – so einfach akzeptieren würde. Es ist jedoch immer auch ein Rettungsanker für die geschundene Seele.

Den KlientInnen dieses Schutzschild schonungslos und irgendeiner „Wahrheitsfindung“ zuliebe wegzunehmen, heißt auch, sie schutzlos dem Schmerz der Erkenntnis auszusetzen. Sie weiter in diesem Kokon zu belassen heißt jedoch, ihnen den Zugang zu ihren Fähigkeiten zur Bewältigung des psychischen Schmerzes zu verweigern. Es geht also darum, im Gesamtprozess Tangoschritte von „subjektiver“ zu „objektiver“ Wahrheit zu wagen.

Felix Guattari, Gilles Deleuze, Michel Foucault, Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir sind gestorben, Klaus Croissant ebenfalls. Wir sind älter geworden. Das Verdrängen war immer schon da und jetzt holt uns zusätzlich noch die altersbedingte Vergesslichkeit ein. Diese Welten, in denen wir gelebt haben, drohen zu versinken und in Vergessenheit zu geraten. Das Wissen über ihre Abläufe, Inhalte und Visionen ist aber bedeutsam, um aus der derzeitigen Entpolitisierung, Etablierung und Stagnation herauszukommen.

Mir geht es deshalb darum, Zeitgeschichte durch die Erzählung von subjektiven Alltagsgeschichten zu beschreiben und auf diese Weise dazu beizutragen, dass diese Welten nicht versinken und in Vergessenheit geraten.

Für viele der damals Beteiligten bestand der Alltag allerdings nicht aus „Anekdoten“, sondern aus einer bitteren Abfolge von täglichen Überlebenskämpfen, die durch ihre Ernsthaftigkeit und Lebensbedrohung keinen Raum mehr ließen für Relativierungen, für ein Denken jenseits von Schwarz/Weiß.

Das war die Triebfeder für die Verhärtung und die Bitterkeit, die wir erlebten, und die uns zum Teil heute noch prägen. Das „Reframing“ scheint mir ein Weg zu sein, sich hieraus zu lösen.

¹¹ Valerio Morrucci, Ex-Mitglied der „Roten Brigaden“, versucht seine und die Vergangenheit seiner Gruppe aufzuarbeiten. Er verarbeitet diese in Büchern. Als er hierzu einen Lehrauftrag an der Universität in Rom erhalten sollte, führte dies zu einem Skandal. (TAZ 06.01.09 Seite 10)

Bei dem Versuch, diese Welten – und mit ihnen die dazugehörigen Gedanken und Analysen – festzuhalten, geht es beileibe nicht darum, „Namedropping“ zu zelebrieren und/oder die eigene Rolle im Nachhinein besonders hervorzuheben. Vielmehr geht es mir darum, der offiziellen Geschichtsschreibung eine persönliche und ausgesprochen subjektive Variante hinzuzufügen. Diese Art von Geschichtsschreibung bewegt sich im Spannungsfeld von individueller Rolle, kollektivem Bewusstsein und persönlicher Verantwortung.

Von einigen Personen, die an der Erarbeitung dieses Textes beteiligt waren, wurde mir dann aber doch der Vorwurf des „Namedroppings“ gemacht. Erstaunlicherweise kam dieser Vorwurf jedoch nur von deutscher Seite. In der Folge kam es immer wieder zu spannenden Gesprächen mit den KritikerInnen über Sinn und/oder Wichtigkeit und/oder Unmöglichkeit, seine eigene Geschichte zu benennen und sich in allen Facetten öffentlich zu ihr zu bekennen.

Es gab Gespräche über die Deutungshoheit in der Geschichts(be)schreibung, d. h. um die Fragestellung, welche Möglichkeiten bestehen, „Geschichte“ auch als ein Konstrukt manipulierter „Wahrheiten“ zu begreifen. Es ging dabei um mein und unser Verhältnis zu geistigen Autoritäten – zu den sogenannten „Promis“.

Vor nicht allzu langer Zeit saß ich mit einem der Überlebenden der Shoa und meiner Frau beim Essen zusammen. Plötzlich stieg in mir hoch, dass diese Menschen, die Überlebenden des Naziterrors, die wahrhaft „wichtigen Personen in meinem Leben“, die eigentlichen „Promis“ sind, mit denen ich zu tun hatte; ihre Namen sind nur einfach nicht öffentlich bekannt. Froh, stolz und dankbar bin ich, von all diesen Menschen Eindrücke, Impulse und Gedankenanstöße erhalten zu haben.

Die Mitwisserschaft:

1996, also 43 Jahre nach der Befreiung, war ein überlebender jüdischer Widerstandskämpfer im Gespräch mit meiner Frau und mir noch nicht bereit genaue Angaben über Abläufe und Details zu machen oder gar Namen anderer Beteiligter seiner Aktionen gegen die deutschen Besatzer in Südfrankreich zu nennen. Er wies darauf hin, dass Ermittlungsbehörden jedweder Couleur daraus ihr Wissen über Abläufe und Strukturen des aktuellen Widerstands beziehen könnten.

Ob er nicht eher deshalb darüber nichts erzählen konnte, weil gerade diese Abläufe für ihn das Traumatisierende waren – sein Argument somit nur vorgeschoben war –, konnten wir leider nicht klären; er starb vorwenigen Jahren. Ein an der Texterarbeitung beteiligter belgischer Freund schickte mir einen Zeitungsartikel aus „Le Soir“. Die in der Haft geschriebenen Memoiren von Bertrand Sasoye, einem der Mitgliedschaft in den „CCC“ (den „Cellules Communistes Combattantes“) Angeklagten, werden den Kadetten von St. Cyr, der Kaderschmiede der französischen Armee, als Schulungsmaterial zum Thema „Aufbau kommunistischer Widerstandsgruppen“ vorgelegt¹²; vielleicht sind also tatsächlich beide Gründe wirkend.

Eine Aufforderung zum öffentlichen Bekenntnis „in allen Facetten“ ist hier nicht intendiert und erscheint mir nicht nur als nicht sinnvoll. Es ist auch nicht realisierbar. „Untereinander“ können wir aber darüber reden und uns darüber auseinandersetzen, was damals geschehen

¹² „Le Soir“ vom 26.06.08, Seite 10

*ist und vor allem, welche Visionen damals vorhanden waren und warum diese zu Albträumen mutiert sind*¹³.

Mit Felix Guattari diskutierten wir häufig darüber, welche Rolle er und seine FreundInnen – die Koryphäen seines Salons – einnahmen und warum gerade wir Deutschen diese „geistige Führerschaft“ so vehement ablehnten; warum wir nicht die Chancen, die solche Persönlichkeiten und die Strukturen, die diese uns für unsere politische Arbeit böten, wahrnehmen könnten – und vor allem, warum wir sie in ihrer Rolle denn so angreifen und ablehnen würden.

Und natürlich konnte es nicht sein, dass diese Menschen mitsamt ihren Strukturen von uns und für unsere Ziele instrumentalisiert wurden. Doch wo war und ist hier der Grenzverlauf zwischen Nutzen und Ausnutzen? Was war denn der Besuch Sartres bei Andreas Baader in Stammheim? Wie war dieser denn dann einzuschätzen?

Es ging in unseren Gesprächen immer wieder um die Differenzierung zwischen der Verantwortung, die jede/r einzelne von uns in der Zeitgeschichte habe, und der Erkenntnis, dass wir als Individuen unbedeutend seien und uns somit nichts anmaßen sollten und könnten. Da war sie dann wieder, die Gedankenwelt des Existenzialismus.

Unsere Aversion gegen Führungspersönlichkeiten sei auch eine Folge des Nationalsozialismus, aber auch des Stalinismus und beider Führerkult, meinte Guattari. Sie sei Ausdruck meines/unseres antiautoritären Denkens und Handelns, meinte ich, sagten wir. Ob damals schon Hannah Arendt und ihre „Totalitarismustheorie“ von uns in die Überlegungen mit eingebracht worden ist, weiß ich heute nicht mehr.

Diskutiert wurden jedenfalls die Einschätzungen zu Heidegger und die Wichtigkeit der Schriften Kafkas und Spinozas.

Zu dieser Zeit gab es im deutschen Sprachraum nur wenige oder kaum intellektuelle „Zelebritäten“ dieses Formats und vor allen Dingen mit einem solch klaren Interesse und Engagement für die radikale Linke. Wir versuchten zu begreifen, warum dies so sei, anstatt nur den Mangel zu beklagen. Dies war ebenfalls eine Folge des Nationalsozialismus, dessen waren wir uns sicher. Warum war diese deutsche Linke denn so antiintellektualistisch eingestellt und lehnte dazu auch noch das gute Leben auf der Sonnenseite für sich selbst so vehement ab? Warum gebärdete diese „Linke“ sich denn so lustfeindlich, spartanisch und „stahlhart“?

Ich versuchte nicht nur Felix zu erläutern, worin etwa unsere Diskussion um die „Staatsknete“ bestand, die wir fundamentalistisch ablehnten. In Frankreich war es durchaus üblich, dass solche Projekte wie z. B. La Borde nach der „Lois 1901“ staatlich subventioniert wurden – und dies, ohne dass die dort Engagierten sich korrumpiert und vom Staat abhängig fühlten und sich in ihre konkrete Arbeit hineinreden ließen, ohne dass sie fürchteten, sich in der Folge vom rechten Weg abbringen zu lassen.

Unsere Ablehnung einer Beteiligung an der Macht sei eine Folge des Nationalsozialismus, des Stalinismus und der puritanischen Prägungen des lutherischen Protestantismus, erkannten und meinten wir.

¹³ Angelika Holderberg beschreibt einen vergleichbaren Ansatz in „Nach dem bewaffneten Kampf“, Psychosozial-Verlag, Gießen 2007

Wesentliche und aus meiner Sicht auch heute noch relevante Diskussionspunkte zwischen uns allen waren damals die Fragen, warum diese deutsche radikale Linke so besonders asketisch dachte und lebte, warum sich in der deutschen militanten Linken so viele Frauen bewegten¹⁴, und immer wieder die Frage nach meiner/unserer Ablehnung gegenüber einer Beteiligung an der Macht und nach unseren Warnungen vor einer drohenden Sozialdemokratisierung unserer Opposition.

Lass uns diese Geschichte(n) also nicht dem Vergessen überlassen.

Alles Liebe

Gert

P. S. ... und am Witzigsten fand ich die Fotos. So sahen „wir“ damals aus!? Hilfe!

Zur Arbeit mit Photos und Landkarten:

Menschen, die in der Illegalität leben, scheuen verständlicherweise Fotoapparate und Aufzeichnungen. Sie bewahren in den seltensten Fällen auf ihrer Flucht, in ihren oft ständig wechselnden Unterkünften Fotografien und Notizen auf. Fotos und Schreiben aus dieser Zeit haben deshalb einen ganz besonderen Wert und eine ganz besondere Wirkung. Diese Dokumente später zu betrachten, löst starke Emotionen aus.

Sehr vorsichtig nutze ich diesen Faktor in meinen Gesprächsverläufen. Ich bitte meine KlientInnen, eventuell vorhandene Fotos und Dokumente, Briefe, gefälschte Ausweisunterlagen, gerettete Dokumente usw. zur nächsten Sitzung mitzubringen. Wir betrachten uns diese gemeinsam. Wir lassen Emotionen erneut hochkommen und besprechen diese.

Eine ähnliche Erfahrung habe ich in der Arbeit mit Landkarten gemacht. Mit meinen traumatisierten KlientInnen auf dem Boden zu sitzen und eine Landkarte anzuschauen – sie ihre Geburtsregion, die Kartografie ihrer Kindheit und Jugend, ihren Fluchtweg, die Orte, an denen sie sich dabei aufgehalten haben, zu betrachten – hilft bei und führt zu einer Rückführung in die Vergangenheit und in das Durchlebte. Dieser Weg kann nur mit großer Vorsicht besritten werden, so meine Erfahrung. Das Ausmaß an hervorbrechenden Emotionen ist enorm.

Felix Guattari sprach von der „Kartografie der Psychose“. Aus der Betrachtung der geografischen Bewegungen, welche die PatientInnen aus „La Borde“ in ihrem Leben gemacht hatten, ließen sich Rückschlüsse zu den Quellen ihrer Psychose ziehen, so lautete sein Ansatz.

Vielleicht habe ich damals die ersten Impulse zum „biografischen Arbeiten“ erhalten.

Biographie und „Wahrheit“:

Wir leben unser Leben. Allenthalben stolpern wir in Katastrophen, geraten wieder und wieder in Schwierigkeiten, erleben Beklemmung, Bedrohungen, Krankheiten und physischen wie

¹⁴ Sehr viel später fand ich, treffender Weise auf dem Sperrmüll in unserer Straße (allein dieser Umstand hat schon den Rang einer Anekdote) ein durchaus lesenswertes Buch zu dieser Fragestellung: „Frauen und Terror“ Susanne von Pacensky, Rowohlt Verlag Rheinbek 1985

psychischen Schmerz. Die immer wiederkehrende Frage in therapeutischen Gesprächen ist daher: „Warum gerade ich!? Warum nur!?“

Während meiner Zeit in Madagaskar lernte ich den Begriff des „Tsiny“ und „Tody“¹⁵ kennen. Die Ahnen schicken uns in Form von Schicksalsschlägen Hinweise auf von uns verletzte Tabus. Diese „Straftat“ der Tabuverletzung muss bereinigt werden, um wieder „gesund“ zu werden, lautet, grob gesagt, die kulturelle Grundhaltung der Kultur der „Merina“, des kulturell prägenden Volkes in Madagaskar. Diese Vision widerspricht fundamental unserem eurozentristischen und vom Existenzialismus geprägten Denken, ermöglicht aber eine subjektiv empfundene Wiedergutmachung und somit Entlastung des Individuums durch Rituale.

Ich versuche anhand des Schablonenhaften in der narrativen Aneinanderreihung der im Leben erlittenen Katastrophen gemeinsame Nenner aller „Unglücke“ einer Person zu entdecken und sie sicht- und einsehbar zu machen. Diese projizieren wir dann gemeinsam, wie ein „Menetekel“, an die Wand, halten sie auf der Flipp-Chart in meinem Praxisraum fest. So werden sie sichtbar und spürbar.

Zwischenzeitlich und im Zuge des aktuellen Medien-„Hypes“ zum Thema 1968 und Aufarbeitung der „bleiernen Jahre“ in Deutschland – vor allem aber, weil die Zeit jetzt wohl reif hierzu ist – erschien ein bemerkenswerter Essay von Carolin Emcke zur Ermordung ihres Patenonkels Alfred Herrhausen. „Erst wenn ich die Wahrheit kenne, kann die Fantasie aufhören mich zu quälen“, ist ein für mich zentraler Satz in ihrem Text, auch und gerade im Kontext der Traumaaarbeit¹⁶. „Wahrheit“ als eine feste und allgemein gültige Instanz, die zu erkennen und festzuhalten wäre, gibt es aber nicht, sie bleibt eine Sehnsucht!

01.03.09

Gert Levy

¹⁵ „Le Tsiny et le Tody“ Richard Andriamanjato, Antanarivo 2002

¹⁶ TAZ vom 10.09.08, Seite 15 Ralf Geissler